Ade, du weiße Selbstverständlichkeit

Warum eine minderheitenbewusste Sprache der Literatur nützt: Eine Antwort auf Matthias Politycki

Von Martin R. Dean

Vor Kurzem erzählte mein Freund Matthias Politycki in dieser Zeitung von seinem (vorläufigen) Abschied von Deutschland, seiner Flucht aus der linksliberalen Hamburger Blase, die ihm das freie Denken und vor allem das Schreiben verunmögliche (F.A.Z. vom 17. Juli). Seit Nine-Eleven, schreibt er, habe sich der linksliberale Geist, im Namen der Toleranz, immer mehr ins Intolerante verkehrt und durch forciertes Gendering und postkoloniale Ideologisierung sein Arbeitsmaterial, die Sprache, verdorben. „Kann man in der Sprache, wie sie der Zeitgeist fordert, überhaupt noch – aus dem Vollen schöpfend, nach Wahrhaftigkeit strebend – literarische Texte verfertigen?“, fragt er.

Ja, man kann, würde ich meinem Freund antworten – um ihm dennoch recht zu geben. Er wird meinen Widerspruch ohne Zweifel aushalten, denn was unsere langjährige Freundschaft eint, ist die voraussetzungslose Lust am Nachdenken über die deutschsprachige Literatur und die (zeit-)gemäße Art, wie sie auf Tradition und Gesellschaft reagieren soll.

Was uns indessen trennt, ist nicht der Umstand, dass ich ein Autor aus der Schweiz bin und er einer aus Deutschland ist – das sind nicht mehr als postnationale Bagatellen. Unsere Differenz, um das in aller Zurückhaltung zu formulieren, liegt in meiner Herkunft – und damit in einer anderen Perspektive auf die Welt. Er und ich erleben die Welt nicht gleich, und diese reagiert nicht gleich auf uns. Als einer der wenigen „nichtweißen“ Autoren der Schweiz bin ich auf meinen Reisen nie „ins Fremde, Andere“ gegangen und schon gar nicht „hinaus aus dem Eigenen“ getreten. Das Fremde und das Eigene sind bei mir so ineinander verknäult, dass ein Aufdröseln schlicht unmöglich ist. Mein Fremdsein ist ein anderes als seines. Konkret: Ich war nie so viel Schweizer wie im Ausland, auch in Deutschland. Und in der Schweiz immer mal wieder „Ausländer“, wie die obsolete Bezeichnung heißt. Nochmals konkreter: Ich habe in all den Jahren, als Hoyerswerda und Lichtenhagen die Schlagzeilen bestimmten, keine Einladungen zu Lesungen in die neuen Bundesländer angenommen, um nicht in unangenehme, sprich: feindselige Umstände zu kommen. Ich bin in den Städten, in denen ich gelesen habe, nachts nie allein unterwegs gewesen, es sei denn mit Herzklopfen und einem Kloß im Hals. Ich habe die angesagten Bars von Berlin bis Konstanz nie allein betreten. Und ich habe mich auf Lesungen mit der Neugier des Publikums, woher ich „denn eigentlich“ käme, bis zur Routine herumschlagen müssen. Eine Lesereise als einheimischer Autor ist nicht dieselbe wie die eines „farbigen“ Autors.

Dann brach der Sommer 2020 mit der Wucht eines sozialen Naturereignisses herein. Auch in Europa versammelten sich Hunderte von „People of Color“, um an Solidaritätsdemonstrationen von „Black Lives Matter“ teilzunehmen. Ich war in Basel dabei. Nicht nur dem Schwarzen George Floyd hatte es unter dem Knie eines weißen Polizisten den Atem so verschlagen, dass er starb; auch hierzulande ging vielen farbigen Menschen die Luft aus vor der dauernden Verharmlosung und Leugnung des Rassismus.

Aus der eigenen Haut urteilen

Seit jenem Sommer fühle ich mich ermutigt und geradezu verpflichtet, über meine Erfahrungen zu reden. Nicht, um damit der literarisch-narzisstischen Nabelschau eine neue Variante beizusteuern, sondern weil anders als aus der eigenen Haut sich über gewisse Dinge nicht reden lässt. Wenn weiße und nichtweiße Menschen etwas zusammenbringen kann, dann ist es das (Mit-)Teilen von Erfahrung. Obwohl ich in meinen Büchern immer wieder Themen des Rassismus zur Sprache gebracht habe, ist meine Umgebung erst mit dem Sommer 2020 dafür empfänglich geworden. Auf einmal werde ich von weißen Freundinnen und Freunden nach meinen Erfahrungen befragt, auf einmal wundern auch sie sich, warum es in den Redaktionsstuben der Medien und Feuilletons kaum Menschen mit einer migrantischen Perspektive gibt. Erst jetzt bemerken sie, dass in den Schulen gut ein Drittel der Schülerinnen und Schüler eine Migrationsgeschichte haben, und fragen sich, warum auf deren Erfahrungen weder im Lehrplan noch im täglichen Unterricht eingegangen wird. Auf den Gemälden eines Géricault oder Edouard Manet sehen sie die Figuren von Schwarzen mit einem neuen, postkolonial geschärften Blick. Sie feiern die Bilder von Kara Walker und reden über die Bücher von Ta-Nehisi Coates anders als früher, mit mehr Empathie, gleichsam, als kämen ihnen die darin erzählten Geschichten näher. Seit dem Sommer 2020 rückt jener Teil der Gesellschaft ins Licht, der bis jetzt mehr schlecht als recht im Schatten gelebt hat. Oder um eine Metapher des afroamerikanischen Autors Ralph Ellison aufzugreifen: Die Unsichtbaren, die unter uns weilen, werden sichtbar.

Dabei wird die Struktur unserer Gesellschaften auf den Prüfstand gestellt. Man sieht, was man schon immer sah, nun mit anderen Augen. In der Schweiz hatten Frauen bis 1972 zu warten, ehe ihnen der Status von vollwertigen Bürgerinnen mit Wahl- und Stimmrecht zuerkannt wurde. 1972! Waren da die Beatles nicht schon Geschichte und der Minijupe bereits passé? Aus der Geschichte der Frauenbewegung hatten wir Männer zu lernen, dass Rechte auch deswegen vorenthalten werden, um eigene Privilegien zu schützen.

Wo so viel aufgerissen, neu gesehen und neu definiert wird, bleiben Irritationen und befremdliche Übertreibungen nicht aus. Amanda Gormans Gedicht, forderten Radikale, sollte nur von einer „Person of Color“ (POC) übersetzt werden! Diese laute, absurde Forderung verstellte, dass bis dato zu wenig Übersetzer und Übersetzerinnen mit Fremdheitserfahrung gefördert worden waren. Kinderbücher wie „Jim Knopf“ oder „Pippi Langstrumpf“, fordern andere, sollten umgeschrieben werden. Cancel Culture und Woke-Geist treiben Blüten. Einer Zeitung entnahm ich den Vorschlag, die Bezeichnungen „Mann“ und „Frau“ durch „gebärfähiger“ und „nichtgebärfähiger“ Mensch zu ersetzen.

Auch mir fließt bei diesen Stil-Brüchen zu viel Herzblut. Und doch braucht es, im Ganzen gesehen, auch solche sprachlichen Exaltationen und kulturellen Provokationen. Hatte nicht auch die Französische Revolution, ohne deren Errungenschaften wir nicht leben möchten, ihre Jakobiner und die Guillotine?

Der Bruch war längst fällig

Wie aber kommt der Rest der Gesellschaft, die sogenannte breite Mehrheit, damit zurande? Gibt es da nur Ignoranz und „Durchzug“, wie Politycki schreibt? Aber nein, im „Inneren“ der Gesellschaft ereignet sich viel Spannendes, da werden geräuschlos Stühle verrückt, Positionen revidiert, Schubladen entstaubt, neue Brillen anprobiert. Zuweilen tönt das schrill und laut, aber vieles, sehr vieles geht seit dem Sommer 2020 geräuschlos vonstatten. So bin ich froh, wenn der Schweizer am Nebentisch in meiner Gegenwart nicht mehr ostentativ in einen „Mohrenkopf“ beißt und der Wütende am Stammtisch sich mit dem N-Wort nicht mehr ins gemächliche Selbstverständnis setzt. Ich schätze es, wenn einer, der von Afrika redet, die einzelnen Regionen und Länder genauer zu benennen sucht. Oder wenn jemand beim Wort „Rasse“ zögert, um es durch „Ethnie“ zu ersetzen. Wenn also einer nach Wörtern sucht, weil ihm die verletzenden und kolonialistischen Begriffe nicht mehr selbstverständlich über die Lippen gehen. Ich mag es, wenn er einen Augenblick sprachlos ist. In einer Runde mit Weißen bin ich froh, wenn sie von sich aus über Rassismus diskutieren – auch kontrovers. Zufriedenheit ergreift mich, wenn in einem Gespräch über Diskriminierung Ewiggestrige etwas weniger laut auf ihr Recht pochen, so reden zu dürfen, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“.

Ja, es ist ein Bruch in den rassistischen Narrationen spürbar, ein längst fälliger Bruch, der Mut macht. So geht Veränderung aus der Mitte der Gesellschaft, und dass sie nicht messbar ist, heißt nicht, dass sich nichts bewegt. Deswegen möchte ich Matthias zurufen: Was wir gerade erleben, ist Aufklärung! Mit allen unangenehmen Nebengeräuschen, die eine friedliche Neuorientierung mit sich bringt. Kant, sicher kein Anhänger von Revolutionen, betrachtete Aufklärung als einen langsamen, sich über Generationen hinziehenden Bewusstwerdungsprozess. Demgegenüber ist das Tempo des gegenwärtigen Aufklärungsprozesses buchstäblich atemraubend. Wie aufregend, dabei sein zu dürfen!

Aber Matthias Politycki hat auch recht: Die Zertrümmerung der Sprache, unseres Arbeitsmaterials, wird durch fachspezifische Begriffe und unbeholfene Kürzel wie POC oder ein großgeschriebenes S (bei Schwarz) nicht weniger schmerzhaft. Wer ein Glossar der neuen Begrifflichkeiten aufschlägt, sieht einen Haufen unsinnlicher Wörter, die korrekt, aber keinesfalls schön sind. Als Schriftsteller mit schweizerisch-indisch-karibisch-deutschen Vorfahren kann ich mich zwar Schwarz nennen, doch bleibt diese Selbstbezeichnung gegenüber afrikanischen Menschen eine Zumutung.

Nun ist die Wahrheit der Literatur schon immer eine andere gewesen als die der Wissenschaft oder der politischen Diskurse. Als Homo Politicus akzeptiere ich ein Kürzel wie POC, räume jedoch ein, dass ich als Schriftsteller daraus keine ästhetischen Funken schlagen kann. Zwar brechen die neuen Bezeichnungen ein Selbstverständnis auf, das blindem Rassismus und menschenverachtender Abwertung oft willkommener Steigbügel war, aber sie pflastern den Raum zwischen den Zeilen, von dem literarische Texte leben, arg zu.

Dieser Widerspruch, dass die Textsorte auch den Gebrauch der Wörter bestimmt, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Und auch nicht, dass literarische Sprache einem Sog zur Verknappung und Verdichtung unterliegt, der keine Aufblähung zulässt.

Der Widerspruch wird so lange bestehen bleiben, wie Weißsein – oder eben Mannsein – die eiserne Norm vorgibt, die es aufzuheben gilt. Ob eine Flucht in ein Gestern, und trage es die Bezeichnung „Wien“, dagegen hilft, sei dahingestellt. Die Literatur, da traue und vertraue ich ihr ganz, wird sich rhizomartig dieses Widerspruchs bemächtigen und daraus eine neue Sprache entwickeln, deren Wahrheit auch ihre Schönheit sein wird.

Martin R. Dean ist Schriftsteller und lebt in Basel. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Warum wir zusammen sind“ (Jung und Jung).

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv